

Bertl Petrei:

## Werden und funktioneller Wandel von Bräuchen

Schon 1976 habe ich bei den »Matreier Gesprächen« über die Entstehung und den Wandel von – wie ich damals behutsamer formulierte – »Gebräuchlichkeiten« gesprochen. Inzwischen ist das Postament, auf welches die herkömmliche Volkskunde den Begriff »Brauch« gestellt hat, noch etwas wackeliger geworden, und man begeht kein ganz so großes Sakrileg mehr, wenn man eine kleine Form des Kulturverhaltens wie etwa das Hutheben beim Gruß oder sogar eine neue (noch keineswegs »durch drei Generationen tradierte«) Geste wie das »Autostopperzeichen« einen Brauch nennt. Das Volk, um das es sich ja dem Vernehmen und dem Namen nach in der Volkskunde handelt, hat solche Unterscheidungen nie gemacht, sondern alles, »was der Brauch ist«, auch als solchen bezeichnet.

Wenn Walter Hirschberg das, womit wir uns bei diesen interdisziplinären Gesprächen befassen, 1977 als »lebendiges Zusammenspiel von Vererbung und Tradition« umschrieben hat, dann scheint der Hauptakzent im heurigen Thema auf dem zweiten Wort, auf »Tradition« zu liegen. Aber: Vererbung und Tradition lassen sich meines Erachtens oft – und zwar nicht nur dank der Komplexität dieses Zusammenspiels – nur sehr schwer auseinanderhalten. Was uns im Laufe unserer Geschichte – im weitesten Sinne von »Stammesgeschichte« – zugewachsen ist und »tradiert«, also »weitergegeben« wurde, ist unser »Erbgut«, das wir wie Generationen vor uns in schöpferischer Weise tradieren, weitergeben. »In schöpferischer Weise« heißt, daß wir es dabei verändern, wie es stets verändert wurde – verändert werden mußte, um es funktionstüchtig zu erhalten. Wenn eine Tradition nicht mehr funktionstüchtig ist, verschwindet sie. Wenn eine neue Gegebenheit ein neues Kulturverhalten erfordert, entsteht eine »neue« Tradition, wobei das »neu« unter Anführungszeichen steht, denn auch die neue Form verwendet alte, im wörtlichen oder übertragenen Sinne »ererbte« traditionelle Elemente. Dieses uns im Laufe unserer Entwicklung und Geschichte zugewachsene Reservoir von Elementen und das Regelwerk, mittels dessen sie sich zu kulturellen Verhaltensweisen formieren, bzw. das »Vokabular« und die »Grammatik« menschlichen Kulturverhaltens sind Gegenstand der »Generativen Ethnografie«, mit der ich die damalige Matreier Gesprächsrunde vor 6 Jahren bekannt zu machen versucht habe.

Dieser wissenschaftstheoretische Ansatz der Ethnologie wurde von Heinz Göhring 1967 in einem Aufsatz im »Anthropos« formuliert, und zwar unter dem Titel »Generative Grammatik und Kulturanthropologie«. Aber bereits 1929 hat Sapir aus der allgemein akzeptierten Feststellung, daß Sprache nur *eine* Form kulturgeprägten Verhaltens sei, die Erwartung zum Ausdruck gebracht, daß Methoden und Ergebnisse der Sprachwissenschaft ganz allgemein bei der Interpretation menschlichen Verhaltens von Nutzen sein könnten. Dieser Gedanke tauchte dann bei Kulturanthropologen und Ethnologen immer wieder auf. Aber erst das vieldiskutierte Theoriengebäude Noam Chomskys – bekannt geworden unter dem Stichwort »Generative Grammatik« – gab den Anstoß zu einer brauchbaren Hypothese, eben jener von Göhring.

Hier wollte ich eigentlich meinen Rückblick auf 1976 beenden, weil er nur erinnern sollte. Beim nochmaligen Überlesen dieser knapp eine Seite langen »Erinnerung« schien es mir aber doch notwendig, ein bißchen weiter darauf einzugehen. Und zwar besonders auf den Zugang, den man als Nicht-Sprachwissenschaftler am besten hat, nämlich über die Begriffe der »Kreativität« und der »Kompetenz«. Göhring: »Was den Beherrscher einer Sprache auszeich-

net, ist nicht etwa seine Fähigkeit, bereits gehörte Sätze hervorzubringen, sondern vielmehr seine Fähigkeit, Sätze hervorzubringen und zu verstehen, denen er niemals vorher begegnet war.« Die Generative Ethnografie wendet auf das voll enkulturierte Mitglied einer Kulturgemeinschaft an: » . . . die Fähigkeit, neue Verhaltensabfolgen selbst hervorzubringen und beobachtend zu verstehen.« Dabei ist die Zahl der neuen Sätze (und neuen Verhaltensweisen) theoretisch unendlich. Und das, obwohl die Zahl der Elemente, wenn auch sehr groß, doch endlich ist. Chomsky nennt diesen ihren Gebrauch »Kompetenz«. Sie erfordert, daß der Mensch nicht nur über ein »Lexikon von Elementen«, sondern auch über ein System von Regeln verfügt, mit deren Hilfe er Tiefen- in Oberflächenstrukturen *über*-führt, sprachliche oder eben auch andere Zeichen (z. B. Gesten oder Symbole) semantischen Deutungen *zu*-führt. Neu ist die Sache eigentlich nur in ihrer Konsequenz. Schon Humboldt hat die Sprache »einen Vorrat an Wörtern und ein System von Regeln« genannt und die unerhörte Leistung hervorgehoben, wie der Mensch hier »von endlichen Mitteln einen unendlichen Gebrauch macht«. Wenn man dieses System von Regeln »Grammatik« nennt, so darf dies nicht mit dem verwechselt werden, was wir gemeinhin so nennen. *Diese* Grammatik stellt für Chomsky bereits »Aktualisierung« dar, in die schon allerlei hineinspielt, die Begrenztheit des Gedächtnisses etwa, Unaufmerksamkeit, äußere Umstände usw. In diesem Unterschied zwischen »Kompetenz« und »Aktualisierung« sieht Göhring »eine bemerkenswerte Analogie zum ethnologischen Problem der Relation zwischen Normensystem und effektivem Verhalten – wenn es sich nicht gar um verschiedene Aspekte des gleichen Grundgedankens handelt«. Das System von Elementen und das Regelwerk ist dem Menschen – im weitesten Sinne, wie schon betont – »angeboren«, »ererbte«.

Ein sehr hübsches wie »lehrreiches« Beispiel für ein in diesem ethnologischen Sinne »ererbtes« Element, aber auch für zwei, wie ich es sehe, Grundregeln dieses Systems möchte ich Ihnen jetzt im wahrsten Sinne des Wortes »vorführen«. Ich habe hier einen Gegenstand mitgebracht, einige von Ihnen haben ihn schon von mir gesehen. – Ich möchte Sie bitten, jetzt mitzutun. Wer ihn noch nicht kennt und nicht erkennt, möge bitte die Hand heben.

Dieses selbe Bild ergibt sich auch in meinen Vorlesungen an der Klagenfurter Universität immer: Wer es noch nicht von mir gesehen hat, kennt dieses Objekt nicht. Und doch, meine Damen und Herren, »gebrauchen« Sie dieses Ding, oder Sie verstehen doch, wenn jemand anderer es »gebraucht«, nämlich sprachlich. Denn sicher haben Sie schon des öfteren die Redewendung gebraucht und gehört: »Der (oder die) hat etwas auf dem Kerbholz.« Dieses Ding *ist* ein Kerbholz. Es gibt davon die verschiedensten, meist reicher geschnitzten und geschmückten Ausführungen. Ich werde Ihnen einige im Bild zeigen. So ähnlich wie diese Ausführung ist das Kerbholz heute noch im Burgenland und östlichen Niederösterreich auch im gegenständlichen Gebrauch – doch davon später. Das Holz läßt sich hier an der Schnittlinie auseinandernehmen. Wenn ich beim zusammengesteckten Kerbstab quer über diese Schnittlinie Kerben eingeritzt habe, zeigen nach dem Auseinandernehmen beide dieselbe Kerbenanzahl. Sicher ahnen Sie jetzt schon, wozu dieses Gerät dient: um Zahlen festzuhalten. Bevor wir uns damit beschäftigen, lassen Sie uns ein wenig innehalten, um unsere Aufmerksamkeit der Merkwürdigkeit zuzuwenden, daß wir das Wort auch – und zwar richtig – gebrauchen können, ohne das bezeichnete Objekt je gesehen zu haben. Das Wort »Kerbholz« ist quasi »entmaterialisiert«, es ist zum reinen Symbol geworden, wobei aber Form und Funktion immerhin relevant geblieben sind. Es hat freilich gleichzeitig einen »Bedeutungsübersprung« vollzogen. Die Wörter »Schuld« und »schuldige« haben ja zweierlei Bedeutung: »jemandem etwas schulden« und »Schuld auf sich geladen haben«. Ursprünglich verzeichnet das Kerbholz

keineswegs, wie in unserer Redensart, »Schuld« im moralischen, sondern im Sinne einer Verpflichtung. Vor nicht allzu langer Zeit verrechneten die Führer der Dorfburschenschaften in Ostösterreich mit dem Wirt den Wein- und Bierkonsum auf diese Weise, heute noch tragen sie da und dort das Kerbholz als Amtszeichen. Noch früher hatte z. B. der Dorfschmied für jeden seiner Stammkunden – »gemerkt« mit dessen Hauszeichen – die eine Hälfte eines solchen Kerbstockes an der Wand seiner Werkstatt hängen. Kam der Bauer mit seinem Pferd, damit es beschlagen werde, brachte er die andere Hälfte mit. Die beiden Teile wurden zusammengefügt und für jeden Beschlag eine Kerbe geschlagen – auf der einen Seite, wenn es sich um einen normalen, auf der anderen, wenn es sich um einen »Neubeschlag« (also mit neuem Hufeisen) handelte. Einmal jährlich wurde abgerechnet, und dann wurden die Kerben weggehobelt, das Verrechnungsholz war wieder glatt und (wieder eine bekannte Redensart) Schmied und Bauer waren auch wieder »miteinander glatt«. Für unsere Vorfahren in der Zeit von Fron und Zehent waren diese Kerbhölzer nicht Gebrauchsgegenstand beim fröhlichen Zechen wie bei den Dorfburschenschaften, sondern solche des bittersten Alltags: mit ihnen wurden Abgaben und Frondienste »abgerechnet«.

Aber nicht nur dank unserer Redensarten reicht das Kerbholz in unsere Gegenwart herein. Ich muß dazu mit dem berühmt-berüchtigten Satz ausholen: »Schon die Römer . . .« Schon die Römer hatten ein ähnliches System, nur daß sie keine Stäbe, sondern Täfelchen verwendeten, in die sie Zahlen einkerbten: Eine senkrechte Kerbe war eine »I«, zwei Kerben bedeuteten »II« usw. Damit ist auch klar, warum die römischen Ziffern die uns bekannte Form haben. Um größere Zahlen zu bewältigen, gab es eigene, aber ebenfalls kerbbare Zeichen, z. B. ein »V« für 5, zwei mit der Spitze aufeinandergestellte V für X oder für 100 eine senkrechte Kerbe mit je einer waagrechten oben und unten, aussehend wie ein eckiges »C« (für centum). Die Römer waren im Gebrauch dieser Täfelchen, die sie bündelten und dann »caudex« (Holzbündel) nannten – wovon unser »Kodex« kommt –, so geschickt, daß sie damit verschiedene Rechenarten ausführen und im kaufmännischen Sinne »Buch führen« konnten. Das Einschneiden der Kerben hieß einfach »imputare« (einschneiden) – für das Rechnen damit entwickelte sich daraus das Wort »computare«. Und daher kommt unser Wort »Computer«. Schließlich und endlich ist unser Kerbholz ja auch ein Computer: Es ist ein Zahlenspeicher, mit den gespeicherten Zahlen kann man einerseits rechnen, andererseits kann man sie löschen, wenn man ihrer nicht mehr bedarf.

Wir haben im Kerbholz nicht nur ein Element entdeckt, sondern offenbar in seiner Entwicklung auch zwei Regeln der Generierung von Kulturverhaltensweisen, dank derer es in neuen funktionellen Formen »gebrauchsfähig« wurde, nämlich die Regel der fortschreitenden Symbolisierung (wovon ich Ihnen an Hand eines Bildes ein weiteres Beispiel vorführen werde) und die Regel von der Verwertung von aus nicht mehr benötigten Strukturen entlassenen Restbeständen, die Claude Lévi-Strauss in seiner »Pensée sauvage« als eine der Grundformen primitiven (für den Nicht-Ethnologen sollte man besser sagen: volkstümlichen) Denkens dargestellt hat.

Es ließen sich solcherart unzählige Beispiele aus allen Gebieten menschlichen Kulturverhaltens an- und ausführen. Dazu reicht unsere Zeit hier nicht – es reichen aber auch stundenlange Vorlesungen nicht. Es kann nur um Beispiele für das Werden und den Wandel funktionstüchtiger Formen gehen, die dann Tradition und als solche »vererbt« werden, um bei Nichtbedarf oder Funktionsunfähigkeit zu verschwinden, neuen Formen Platz zu machen und in anderen Strukturen wiederverwertet zu werden.

Ich möchte nur noch *einen* Bereich des Kulturverhaltens herausgreifen – und natürlich

wieder nur mit einigen Beispielen: die Bräuche des Grüßens. Bei der Vorbereitung für eine Rosegger-Lesung bin ich wieder einmal auf das prächtige Feuilleton unter dem Titel »Grüß Gott!« gestoßen, in dem sich der Dichter mit eben diesem Gebiet befaßt. Denn – so Rosegger – »es ist ja doch nicht ganz unmöglich, daß der Mensch auch einmal nachdenkt über ein Wort, welches er hundert- und hundertmal hört, daß er einmal nachdenkt über Inhalt und Bedeutung des Umgangsgrußes, durch welchen sich unser geselliger Verkehr, unser Verhältnis zu den Mitmenschen, unser Wohlwollen für sie andeuten soll.«

Nun denn, denken wir einmal nach: Hätte ich mein Referat mit »Grüß Gott« begonnen, so wäre Ihnen das sicher nicht sehr originell und vielleicht sogar etwas unpassend vorgekommen, da wir uns ja schon vorgestern erstmals oder wieder begegnet sind und auch heute schon vor Stunden. Sie hätten die Begrüßung aber als allgemein und als »seit alters her gebräuchlich« hingegenommen. Wären Sie, von nördlich der Mainlinie stammend, jedoch fremd hier hereingekommen, hätten Sie »aha« gesagt oder gedacht: Wir sind hier im österreichisch-bajuwarischen Raum! – Sie hätten die lokale, die Kulturbereichsbedeutung der Grußform wahrgenommen. Und von wegen »seit alters her«: Unsere Vorfahren kannten weder den Begriff des Grüßens noch ein Wort dafür. Alt- und mittelhochdeutsch »gruoz« ist eine Rückbildung aus dem Zeitwort »gruozen«, und das bedeutet soviel wie »anreden«. Ansprechen, ein Gespräch einleiten, das war auch der Sinn der grüßenden Anrede in einer Zeit, die noch keine Floskeln der Höflichkeit kannte. Ich habe im Alpenland und auf dem Heideboden noch Gegenden (rein bäuerliche Gegenden) gefunden, in denen man heute noch nicht im eigentlichen Sinne grüßt, sondern bei der Begegnung sofort fragt: »Wo kimmst her? Wo gehast hin? Wos tuist?« Die ursprüngliche Kraft des Grußes – Peter Rosegger sieht sie noch in dem Bekenntnisgruß »Gelobt sei Jesus Christus« – schlägt heute nur noch in bestimmten Situationen stärker durch: nach langer Trennung etwa, im »Glück auf!« vor Antritt der Gefahr (freilich nicht, wenn das der Morgengruß in den Büros der ÖMV – der Österreichischen Mineralölverwaltung – ist) oder beim Abschied für lange oder gar für immer. Und stets spielt dabei der nonverbale Anteil – Geste, Miene, Körperhaltung, aber auch das Symbol – eine wesentliche Rolle: Wir brauchen nicht immer »Guten Tag« zu sagen, wenn wir den Hut heben, und wir winken dem Davonfahrenden noch nach, wenn er unser »Auf Wiedersehen!« längst nicht mehr hören könnte. Wenn wir einem Kollegen im Betrieb am Morgen erstmals begegnen, sagen wir »Guten Morgen« oder »Servus«, aber auch wenn wir ihn wieder sehen, grüßen wir ihn (wie wir uns von unserer Beschäftigung mit der Gruppe im Betrieb erinnern) nonverbal, nämlich mit einem Lächeln. Auch Lächeln kann eine Grußform sein. Eine höchst interessante »Übersetzung« davon ins Sprachliche habe ich bei Forschungen über das Kulturverhalten von Wiener Jugendlichen gefunden. Dort kam es in den siebziger Jahren in Mode, beim Betreten des »Schuppens« (so nennt man ein Begegnungs- oder Unterhaltungslokal) mit »Sads ongloch!« (Seid angelacht!) zu grüßen. Meines Erachtens finden wir hier auch unsere Regel von der »Wiederverwertung von Restbeständen« wieder. Denn andererseits gehörte es damals (gehört es wohl heute noch) bei den Jugendlichen zum »richtigen Verhalten«, beim Betreten des Schuppens, bei der Begegnung mit der Gruppe eine ernste, möglichst angewiderte Miene zur Schau zu tragen. Bei Einzelbegegnung grüßte man übrigens nicht mit dem erwähnten »Gruppengruß«, sondern – wenn überhaupt – mit dem bekannten »Hallo!«.

Wir haben gesehen – und könnten es noch vielfach belegen –, daß bei den Gruß- und Begegnungsformen Unterschiedlichkeit zwischen sozialen wie räumlichen Kulturbereichen gegeben ist. Das gilt natürlich um so mehr, je größer der Bereich ist. Während man etwa in China und im Orient den verbindlichen und umständlichen Gruß liebt, haben unsere Grußfor-

men meist eine kurze, befehlsartige Form. Das hat sich ja der Volkswitz vielfach zunutze gemacht. Etwa wenn man in der NS-Zeit (natürlich nicht jemand Beliebigem) auf das »Heil Hitler!« mit »Heil *Du* ihn!« antwortete, oder wenn Bergsteiger unterwegs zum Gipfel auf »Grüß Gott!« zur Antwort geben: »So weit komm ich heut nimmer!« – Unsere Grußformeln haben fast immer mit Stärke, Unversehrtheit, Gesundheit zu tun. Griechenland sagte »Chaire!«, »Freue Dich!«, Rom schon »Salve!«, was dem gotischen Gruß »hails« entspricht; er ist ja bei den Deutschen noch in dem schon erwähnten »Heil!« erhalten, wenn auch nicht mehr ganz so in Mode wie vor vier, fünf Jahrzehnten. Andere Formeln sind früher christliche Segenswünsche gewesen wie das »Gott mit euch!« usw. Aus dem Französischen bürgerte sich im Mittelhochdeutschen »Adé!« ein, aus dem lateinischen »Ad Deum« verkürzt. Dagegen hat »Adieu« nichts mit dem lateinischen »Deus«, Gott, zu tun; ihm liegt das lateinische »bona dies« (guten Tag) zugrunde. Übrigens entstand erst in Ablehnung dieses »Feindgrußes« im Ersten Weltkrieg das deutsche »Auf Wiedersehen!«, das österreichische »Auf Wiedersehen!« – eine Mitteilung, welche die jungen Germanisten in meinen Vorlesungen immer mit fast ungläubigem Staunen zur Kenntnis nehmen. Während sich in diesem Fall auch bei uns in Österreich immer mehr die norddeutsche Form einbürgert (ebenso durch den Fremdenverkehr begünstigt wie die »Sahne« und die »Tomate«), verbreitet sich unser »Servus« nach Norden und Osten. Man kann es in Hamburg ebenso hören wie in Budapest – hier schon seit längerem bekannt und häufig sogar als »typisch ungarischer Gruß« empfunden, wie mir Budapester Gymnasiasten versicherten, die aber um die Herkunft aus dem Lateinischen wußten.

Von Wien her ist in Österreich in den letzten Jahren ein »ganz neuer« Gruß in Mode gekommen (vielleicht auch schon auf dem Vormarsch nach Norden?): »Papá!« Mit der Betonung auf dem zweiten a, so wie einst höhere Töchter ihre Väter anzusäuseln pflegten: »Papáaa«. Das Wort kommt aus der Kinder-, der Lallsprache, und ganz so neu ist der Zusammenhang mit dem Grüßen gar nicht: Schon 1811 finden wir dafür einen Beleg aus Wien: »Einen Pa machen« – grüßen, und 1862 aus Kärnten: »Einen schönen Pa machen« – ordentlich grüßen.

Besonders erfindungsreich auf dem Gebiete der Gruß- und Begegnungsformen sind Gruppen: die Jugendlichen, die politischen Gruppierungen, die Wanderer und Bergsteiger, die Sportler – man denke nur z. B. an das dem »Glück auf!« der Bergleute nachgebildete »Glück ab!« der Flieger oder das die im Flach- und Hügelland nicht ganz passende Formel »Berg Heil!« der Bergsteiger ersetzen sollende »Gut Fuß!« der Wanderer, anstatt dessen ich in unserem Wandermuseum am Alpl in den beiden letzten Jahren immer häufiger das einfache »Gute Wanderschaft!« höre – usw.

Womit wir im Bereich des »öffentlichen Grußes« wären, in der Hauptsache nonverbal, wodurch der Gruß zur »öffentlichen Bildgebärde«, wie Leopold Schmid formulierte, wird: Denken wir an die politischen Grüße mit erhobenem Arm und ausgestreckter, geballter oder ein »V« formender Hand, an das Winken vom Flugzeugausstieg, an das Niederwerfen und Küssen der Erde des zu grüßenden Landes (auch wenn es nicht die »Erde«, sondern eine Betonpiste ist), an Plakate oder Spruchbänder wie »Wien grüßt Hamburg« oder »Athen grüßt Wien« (inzwischen bereits zum Gaststättennamen geworden) und schließlich an die Ansichtskarte mit dem bereits aufgedruckten »Gruß aus . . .«, wobei Wahrzeichen wie Wiener Riesenrad, Grazer Uhrturm oder Klagenfurter Lindwurm eine große Rolle spielen. Dabei fällt mir umgekehrt die mir von Kindesbeinen an vertraute Formel für die Begegnung eines in der Fremde lebenden Kärntners mit Landsleuten ein: »Laßts ma den Lindwurm schean grüaßn!«

Damit möchte ich zum Schluß dieses skizzenhaften Aufrisses über die Bräuche des Grüßens und über ihre und die Entstehung von Traditionen überhaupt kommen – mit dem Schluß des erwähnten Rosegger-Feuilletons. Der Dichter lobt das »ideale, allgemein passende und treuherzige Grüß Gott!« und meint dann:

»Doch, ich habe mich arg verstiegen, ich bin in Regionen gerathen, in welche mir nicht jeder meiner lieben Leser wird folgen wollen. Ich habe von der Sache, die ich hier behandle, eine unrichtige oder unpraktische Auffassung. Daß die Leute in ihrem Grüßen zweck- und gedankenlos seien, das ist falsch. Die Grußform ist nicht da, um zu verbinden, zu verbrüdern, sondern ganz im Gegentheil, um zu unterscheiden, zu trennen; sie ist ein charakteristisches Merkmal der Bildungsstufe, der Stände, des Ranges. Der Gruß ist ein praktisches Werkzeug. Der Untergebene nutzt ihn, um seine Ergebenheit gehörig und möglichst fruchtbringend auszudrücken; der Vorgesetzte nutzt den Gruß, um seiner Würde einerseits und seiner Geringschätzung dem Unterstehenden andererseits die richtige, wenn auch höfliche Form zu geben. Bei einigem Scharfblick ist es kein großes Kunststück, den gesellschaftlichen Rang, den Reichtum, ja den Charakter und Geistesgrad eines Menschen nach der Art seines Grusses zu schätzen . . .

Und *ich* konnte vorschlagen, diese unschätzbaren Merkmale der Schlichtheit und des Dünkels, der Treuherzigkeit und der Geziertheit, der Klugheit und der Borniertheit zu verwischen und einen allgemeinen ›farblosen‹ Gruß aufzubringen? In der That, manchmal bin ich höchst einfältig. Schilder, die so genau die Firma decken, soll man lassen stehn.

Für meine Person freilich bleib ich bei meiner Meinung. Wer sie theilt, den grüß Gott! Und wer sie nicht theilt – nun, den grüß Gott nicht!«

## Literatur

- W. Hirschberg: Möglichkeiten einer interdisziplinären Zusammenarbeit zwischen Ethnologie und Kulturethologie. Vortrag 1977. In: Matreier Gespräche: Maske – Mode – Kleingruppe. Wien – München 1981.  
H. Göhring: Generative Grammatik und Kulturanthropologie. In: Anthropos 62, S. 5/6. Freiburg/Schweiz 1967.  
E. Sapir, zit. nach D. G. Mandelbaum (edit.): Selected Writings of Edward Sapir in Language, Culture and Personality. Berkeley and Los Angeles 1949.  
N. Chomsky: Sprache und Geist. Frankfurt am Main 1970.  
W. Humboldt, zit. nach H. Göhring (s. o.).  
F. Maresch: Gegenwartsvolkskunde. In: Beiträge zur Sachvolkskunde, Nr. 3, März 1977. Loich 1977.  
B. Petrei: Kaffeerrunde und Wandergruppe, Vortrag 1979. In: Matreier Gespräche 1981 (s. o.).  
P. Rosegger: Allerlei Menschliches. Leipzig 1902.  
H. Küpper: Handliches Wörterbuch der deutschen Alltagssprache. Hamburg – Düsseldorf 1968.

## Aus der Diskussion:

*Prof. Liedtke* weist darauf hin, daß ihm im Bereich »Schule/Erziehung« im Mittelalter das Kerbholz als Rechenbehelf nirgends untergekommen sei. Er weist aber eine Zeichnung vor, auf der ein in Strafe befindlicher Schüler nicht nur mit einer Eselsohrenkappe, sondern auch mit einem Stab in der Hand dargestellt wird (den man als eine Art »Zepter« interpretierte). Sollte es sich hier tatsächlich um ein Kerbholz handeln, wäre es bereits ein »Schuld«-Symbol.

*Prof. Koenig* verweist auf den »Brauch« der Tiroler Kaiserjäger im Ersten Weltkrieg, für jeden »erlegten Russen« eine Kerbe in den Gewehrkolben zu schneiden. *Prof. Petrei* weist darauf hin, daß es eine ähnliche Erscheinung bei der FLAK im Zweiten Weltkrieg gegeben hat.

*Prof. Helle*: Wie alt ist die Kerbholz-Redensart? *Prof. Petrei*: Laut Küpper seit etwa 1780. – Zweite Frage: Wie erklärt man die analoge Redensart »etwas ausgefressen haben«? Antwort: Wieder laut Küpper: »Bezieht sich wohl auf die Katze, die eine nicht für sie bestimmte Schüssel leer gegessen hat (18. Jh.).«

*Dr. Muhri*: Das »papá« ist jedenfalls bis nach Passau vorgedrungen; in seiner Familie sagt man auch »Patschi«.

*Prof. Heller* weist zum »Küssen des Bodens« darauf hin, daß es diesen Brauch auch in der griechisch-orthodoxen Liturgie gibt. – Sein Vater sagte beim Abschied »Auf Wiedersehen« nur zu Menschen, die er wirklich gerne wiedersehen wollte (sonst »Fahr wohl«); noch junge Formen werden »wörtlicher genommen«.

*Prof. Koenig*: Das ahd. »gruoz« hieß auch »zum Tanz auffordern«. Grußformen sind häufig mit Formen anderer Funktionsbereiche verbunden; dies gilt schon im Tierreich: So ist der erste Teil des Reihergrußes eine Drohgebärde, andere Tiergrüße haben mit Freißgesten zu tun (»Mit dir möchte ich fressen«) usw. – Er weist auch darauf hin, daß »konstruierte« Grüsse sich sehr oft alter Symbolik bedienen (Pfadfinder, Rote Falken). Von besonderem Interesse sind die »Geheimgrüße«, die der Erkennung der Zugehörigkeit (z. B. Freimaurer) dienen, die »internationaler« und »traditionsfähiger« sind. – Eine längere Diskussion entwickelt sich zu der Frage, warum nonverbale Gruß- und andere kulturelle Verhaltensweisen beständiger sind als verbale. Offenbar hat dies damit zu tun, daß nonverbale Formen angeboren oder im frühesten Lebensalter angelernt sind (Liedtke, Heller, Koenig, Petrei).

# ZOBODAT - [www.zobodat.at](http://www.zobodat.at)

Zoologisch-Botanische Datenbank/Zoological-Botanical Database

Digitale Literatur/Digital Literature

Zeitschrift/Journal: [Matreier Gespräche - Schriftenreihe der  
Forschungsgemeinschaft Wilheminenberg](#)

Jahr/Year: 1984

Band/Volume: [1984](#)

Autor(en)/Author(s): Petrei Bertl

Artikel/Article: [Werden und funktioneller Wandel von Bräuchen 225-231](#)